



LITERATUR UND POLITIK EIN DEUTSCHES VERHÄNGNIS?

Günther Rüther

Wallstein

Günther Rüther
Literatur und Politik

Günther Rüther

Literatur und Politik

Ein deutsches Verhängnis?

WALLSTEIN VERLAG

Für Kordula

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	9

I. Kultur und Politik

1. Thomas Manns Blick auf das Ende Alteuropas im »Großen Krieg«	17
2. Thomas Manns Weg zur Weimarer Republik <i>Ein schwieriger Neuanfang und die geistigen Strömungen der Nachkriegszeit</i>	37
3. Thomas Manns Deutschlandbilder im Goethejahr 1949 <i>Gefährliche Einseitigkeit</i>	80

II. Literatur in der Diktatur

1. Überzeugungen und Verführungen <i>Schriftsteller in der Diktatur</i>	103
2. Franz Fühmann <i>Ein deutsches Dichterleben in zwei Diktaturen</i>	118
3. Johannes Bobrowski <i>Wider das Vergessen</i>	132
4. Anna Seghers und Christa Wolf <i>Zwei Wege zur Wirklichkeit?</i>	145
5. Günter de Bruyn – » <i>Man bleibt Teil der Gesellschaft, auch wenn man an ihr leidet</i> «	154
6. Hans Joachim Schädlich <i>Zwischen Fiktion und Wahrheit</i>	171
7. Herta Müller <i>Literatur der Angstüberwindung</i>	188
8. Volker Braun <i>Zwischen den Staaten heimatlos</i>	200
9. Rückblick aus der Freiheit auf die Diktatur	205

III. Distanz und Nähe	
Schriftsteller und Staat im geteilten Deutschland	
1. Deutsche Antinomien	207
2. Der Neuanfang und die Mission der Schriftsteller	209
3. Verkehrte Welten	214
4. Der Restaurationsvorwurf.	217
5. Antifaschismus als Gründungsmythos der DDR oder die Symbiose von Geist und Macht	229
6. Die »Ankunft im Alltag« und das »Prinzip Hoffnung« . . .	236
7. Annäherung mit Vorbehalt und rigorose Ablehnung . . .	246
8. Die Schriftsteller und die Wiedervereinigung	264
9. Überwindung deutscher Antinomien oder das neue Verhältnis von Geist und Macht	277
10. Stabile Unordnung	286
Anmerkungen	293
Literaturverzeichnis	335
Personenregister	346

Vorwort

»Schon immer suchte die politische Macht die Nähe, ja die Instrumentalisierung der Künste«, schreibt Wolfgang Braungart in seinem neuen Buch »Ästhetik der Politik, Ästhetik des Politischen«. Aber so richtig diese Aussage auch ist, das Umgekehrte trifft auch zu. Schon immer suchten die Künste die Nähe zur Macht; nur, sie zu instrumentalisieren trauten sich die Wenigsten zu. Aber ihren Vorteil suchten Schriftsteller, Maler, Musiker und Wissenschaftler aus unterschiedlichsten Motiven heraus allemal. Allerdings spielte sich das reale Verhältnis von Geist und Macht nur zum Teil in der eingangs geschilderten Zuspitzung ab. Vorherrschend waren vor allem Zwischentöne, das Leben der Künstler und Intellektuellen zwischen Distanz und Nähe zu den Mächtigen.

Die politische Macht selbst bezieht ihre Intensität im Umgang mit den Künsten vor allem aus ihrer Herrschaftsform. Handelt es sich um eine Diktatur, ist sie rigoros. Handelt es sich um eine Demokratie, ist sie dezent. Sie duldet und erträgt Widerspruch, aber sie weiß auch Zustimmung gegenüber Personen, Programmen und zu ihren Prinzipien zu schätzen.

Dieses Buch analysiert in drei Teilen das Verhältnis der Schriftsteller zur Politik in Deutschland seit dem Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gegenwart. Am Beispiel von Thomas Mann wird seine Sicht auf das Wilhelminische Reich und den Ersten Weltkrieg, die Gefährdung der Weimarer Republik und die beiden deutschen Staaten im Goethejahr 1949 dargelegt. Daran schließen sich im zweiten Kapitel nach einem grundsätzlichen Beitrag zum Schreiben in der Diktatur Portraits von Schriftstellern an, die versuchen, deren Probleme und Haltungen in der Diktatur exemplarisch zu veranschaulichen. Im dritten Teil geht es um das schwierige, meistens spannungsgeladene Verhältnis der Schriftsteller zur Politik im geteilten Deutschland bis über die Wiedervereinigung hinaus in die jüngste Gegenwart hinein.

Diese Studie versucht, das von vielen wechselseitigen Missverständnissen und falschen Erwartungen bestimmte Spannungsverhältnis von Geist und Macht in Deutschland aufzuzeigen, das seine Demokratisierung im 20. Jahrhundert mehr beeinträchtigte als förderte. Wer trägt dafür die Verantwortung? Die Schriftsteller, die frei nach Goethe das politische Lied allzu lange als garstig Lied empfanden? Oder die Politiker, die Schriftsteller gerne als lästige Weltverbesserer abtaten, die über Dinge sprechen, von denen sie nichts verstehen?

Das Buch ist das Ergebnis langjähriger Beschäftigung mit diesem immer wieder aufs Neue faszinierenden Thema, das sich in seiner Komplexität aber nur unvollständig erschließen lässt und immer Ausschnitt bleibt. Der Autor greift darin auch auf bereits veröffentlichte, überarbeitete und erweiterte Beiträge zurück.

Mein herzlicher Dank gilt meinen Kollegen Professor Michael Braun und Dr. Nino Galetti für zahlreiche inhaltliche Anregungen und Petra Hoesen für ihre Zuarbeit und technische Bearbeitung des Textes.

Einleitung

Literatur und Politik, oder weiter gefasst, Geist und Macht, stellen in ihrem Verhältnis zueinander eine deutsche Spezialität dar. In keinem Land Europas war dieses Verhältnis so kompliziert, von Missverständnissen, Fehltritten, Misstrauen und Ideologien bestimmt, wie in Deutschland. Es begann mit dem deutschen Idealismus und fand erst nach der Wiedervereinigung 1990 zur Normalität, vorläufig, oder dürfen wir nach mehr als 200 Jahren hoffen, vielleicht sogar endgültig. Dies deutet darauf hin, dass es einen Zusammenhang zwischen diesem schwierigen Verhältnis und der deutschen nationalen Frage gibt. Ist es ein Zufall der Geschichte, dass wir eine Entspannung zwischen Literatur und Politik zu einem Zeitpunkt konstatieren, wo Deutschland in Grenzen lebt, die sowohl von unseren Nachbarn als auch von uns selbst als endgültig bezeichnet werden?

Das spannungsreiche Verhältnis erwies sich bereits zur Zeit des Absolutismus und der ihm entgegenstehenden Ideen der Aufklärung, verstärkt aber seit dem Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und den Befreiungskriegen gegen Napoleon, immer wieder als ein deutsches Verhängnis. Der große Unterschied zwischen den Deutschen und anderen europäischen Völkern liegt darin, dass viele von ihnen ihre nationale Basis bereits im 16. und 17. Jahrhundert ausformen konnten. In Deutschland jedoch misslang die innere Verbindung zwischen der Aufklärung und dem Nationalstaat. Dadurch bildete sich ein folgenschwerer Dualismus zwischen der geistigen und der politischen Welt heraus.¹ Er begünstigte eine Überhöhung des kulturellen gegenüber dem politischen Denken. Diese Überhöhung trug maßgeblich dazu bei, dass sich das Bürgertum in eine Welt politikferner und kulturverliebter Innerlichkeit zurückzog.

Aufklärung
und
Nationalstaat

Den Staat hinderte dies aber nicht daran, die Auseinandersetzung mit der Literatur als wortmächtigsten Gegenspieler unter den Künsten zu suchen, wenn er seine unmittelbaren Interessen berührt sah. Das Instrument dafür war die Zensur. Über sie erfuhren die Schriftsteller bis zur politischen Verfolgung die Unerbittlichkeit deutscher Staatlichkeit. Zeitweise kam ihnen dabei zugute, dass es viele deutsche Staaten gab. So konnten sie sich dem Zugriff der Macht durch Flucht entziehen, ohne den deutschen Sprachraum zu verlassen. Dies galt für Friedrich Schiller, als er Stuttgart Hals über Kopf verließ, weil ihm der Herzog Carl Eugen weitere literarische Arbeiten untersagte. Er floh nach Mannheim,

wo zuvor sein Drama »Die Räuber« mit großem Erfolg uraufgeführt worden war. Aber auch hier fühlte er sich nicht sicher vor einer Auslieferung und zog sich heimlich nach Thüringen zurück. Ähnlich wie ihm erging es vielen anderen, etwa Heinrich Heine oder im 20. Jahrhundert Thomas und Heinrich Mann oder Anna Seghers, die Zuflucht im Ausland suchen mussten. Sie alle, und mit ihnen zahlreiche andere Intellektuelle, verließen Deutschland, um sich und ihre Familien vor dem Zugriff des Staates zu schützen. Es galt aber auch für mehr als 100 Schriftsteller der DDR, die der Ulbricht- und Honecker-Diktatur den Rücken kehrten, um sich politischer Verfolgung zu entziehen.

Zensur und
Verfolgung

Hans Joachim Schädlich hat die Geschichte aufsässiger und andersdenkender Intellektueller in Deutschland in seinem Roman »Tallhover« vom 19. Jahrhundert bis in die jüngste Vergangenheit hinein aus der Perspektive eines nur langsam alternden Geheimpolizisten eindringlich geschildert. Es ist die Geschichte der Zensur, der Überwachung, der Repression und Verfolgung. Es ist damit auch die Geschichte von Literatur und Politik in Deutschland, die seiner Meinung nach »ein schiefes Verhältnis« kennzeichnet.² »Der Dichter lehnt die Politik verständnislos ab oder er lehnt sich unselbständig an sie an, und der Politiker glaubt genug zu tun, wenn er die Dichtung etwas Notwendiges nennt.«³ Dieses Notwendige wurde aber oft genug zum Grund für Zensur und Haft, vorgeblich um die Interessen des Volkes und des Staates zu schützen. Dabei fliegen gerade die verbotenen Bücher »recht eigentlich durch die Luft, und was das Volk lesen will, liest es allen Verboten zum Trotz«, schrieb der Dichter Georg Herwegh an den preußischen König:

Ew. Maj. Minister haben vor fünf Vierteljahren meine Gedichte verboten, und ich bin so glücklich, im Augenblicke die fünfte Auflage derselben veranstalten zu können. Ew. Maj. Minister haben die Beschlagnahme als gefährlich erschienener Bücher verordnet, und ich habe mich auf meiner ganzen Reise davon überzeugt, diese Bücher sind in Jedermanns Händen.⁴

Gegen die
Weimarer
Republik

Zum deutschen Verhängnis zwischen Geist und Macht zählt aber auch, dass sich die Schriftsteller häufig auf die falsche Seite schlugen, wenn es darauf ankam. Das geschah 1914, als sie sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, vorbehaltlos und öffentlich wahrnehmbar mit dem wilhelminischen Obrigkeitsstaat in den Ersten Weltkrieg stürzten. Sie glaubten, mit der Monarchie die deutsche Kultur vor der westlichen Zivilisation verteidigen zu müssen. Als die Monarchie gescheitert und der Krieg verloren war, fühlten sich die wenigsten mit der Weimarer Republik verbunden, obwohl die Wahl Weimars als politisch geistige

Hauptstadt der jungen Republik Programm für den neuen Staat werden sollte. Das misslang leider auch deshalb, weil von Thomas Mann und Gerhart Hauptmann und wenigen anderen abgesehen, die großen Köpfe der 20er Jahre nicht offensiv für den neuen Staat eintraten. Er wurde als Geschöpf der Niederlage gedeutet. Die Gründung der Republik in der Stadt Goethes und Schillers konnte nicht gewährleisten, dass sich auf Dauer eine Demokratie auf der Grundlage einer modernen rechtsstaatlichen Verfassung entwickelte, da es an den notwendigen Voraussetzungen dafür fehlte. Vor allem fehlte es an Demokraten im Volk und an einer erfahrenen politischen Elite in den politischen Parteien der Mitte. Zu viele standen der Republik gleichgültig gegenüber und zu wenige traten für sie öffentlich ein. So wuchs die Basis derjenigen, die sie aus Enttäuschung oder grundsätzlichen Erwägungen ablehnten und schlussendlich damit den politischen Extremismus förderten. Hätte es nicht jedem nachdenklichen Zeitgenossen, insbesondere den Intellektuellen, einsichtig sein müssen, dass die junge Republik Zeit brauchte, um eine demokratische politische Kultur zu entwickeln und das Gespenst der Niederlage und des Militarismus zu verjagen? Ein Eigenwert als moderner demokratischer Verfassungsstaat, den es sich lohnte zu verteidigen, wurde ihm nur von wenigen zugestanden.

Zerrieben zwischen linkem und rechtem Extremismus, zwischen einem Bekenntnis zur westlichen Zivilisation und der Suche nach einem deutschen Sonderweg, zwischen Okzident und Orient, zwischen der russischen Seele und dem *american way of life*, zwischen russischem Kommunismus und dem westlichen Kapitalismus scheiterte die erfolgreich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs begonnene Demokratie- und Freiheitsbewegung. Sie mündete in der deutschen Katastrophe,⁵ der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft und dem Untergang der deutschen Kultur, der durch den Holocaust und die Verbrechen des Zweiten Weltkriegs der Boden entzogen wurde. Obwohl es nicht an mahnenden Stimmen gefehlt hatte, kam es mit der Machtergreifung Hitlers und seiner politischen Gesinnungsgenossen bei denen, die nicht ins Exil gingen, zu einem Bündnis zwischen Geist und Macht, zwischen Schriftstellern und Repräsentanten des nationalsozialistischen Regimes. Wo es nicht zu einem Bündnis kam, arrangierte man sich. Verstummen taten die wenigsten. Widerstand zeigten nur einzelne. Zu Recht formulierte deshalb Thomas Mann in seiner Antwort an den Schriftstellerkollegen Walter von Molo aus dem fernen amerikanischen Exil in Pacific Palisades, dass zu viele »Treue schworen und unter Goebbels Kultur betrieben«.⁶ Er beklagte die frühe und andauernde Solidarität der zu Hause Gebliebenen mit dem NS-Regime und kommentierte: »Wenn damals die deutsche Intelligenz,

National-
sozialismus

alles, was Namen und Weltnamen hatte, Ärzte, Musiker, Lehrer, Schriftsteller, Künstler, sich wie ein Mann gegen die Schande erhoben, den Generalstreik erklärt, manches hätte anders kommen können, als es kam.«⁷ Aber Deutschland versagte als politische Nation, im Lichte des Ausmaßes der Katastrophe auch als Kulturnation.

»Goethe-
gemeinden«

Umso erstaunlicher erscheint es uns heute, dass Friedrich Meinecke nach der totalen Niederlage erneut in der deutschen Kultur Zuflucht suchte. Sein damals viel gelesenes Buch »Die deutsche Katastrophe« knüpfte an der tradierten spannungsgeladenen Antinomie von Geist und Macht in Deutschland an. Er setzte damit den deutschen Sonderweg fort, indem er in der Stunde der Scham und der politischen Ohnmacht auf die Rettung und Strahlkraft der deutschen Kultur und Literatur setzte. Die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Diktatur als Basis für einen politischen Neuanfang und eine demokratische politische Kultur wurde vernachlässigt. Er glaubte, dass geistiges Leben und das Ringen um geistige Werte allein reichen würden, zu einem neuen Anfang zu gelangen. Dort, wo sich diese Entfaltung am freiesten von politischer Einflussnahme vollzöge, würde sie am tiefsten auf die politische Sphäre selbst einwirken.⁸ Seine Hoffnung richtete sich darauf, dass sich in jeder deutschen Stadt und größeren Ortschaften »Goethegemeinden« gründen, die zur festen Einrichtung würden und regelmäßig zusammenträfen, um den deutschen Geist nach dem nazistischen »Größenwahn mit seiner Un- und Afterkultur wieder aufzurichten«.⁹ Er war offensichtlich zutiefst davon überzeugt, dass es den Deutschen am ehesten gelingen würde, durch eine unpolitische Kultur den Weg in die internationale Völkergemeinde zurückzufinden. »Der deutsche Geist, so dürfen wir hoffen und glauben, hat noch, nachdem er zu sich selbst zurückgefunden hat, eine besondere und unersetzliche Mission innerhalb der abendländischen Gemeinschaft zu erfüllen.«¹⁰ Das geistige Leben war für ihn neben der Religion die einzig noch verbliebene Brücke zu den übrigen Völkern.¹¹

Dieser Einschätzung ist nicht generell zu widersprechen. Denn selbstverständlich blieben das Christentum, die Musik von Bach bis Beethoven, die Literatur von Goethe bis Brecht, die Philosophie von Marx über Hegel bis zu Husserl nicht nur Teil der europäischen Kultur, sie blieben auch als herausragende Leistungen deutscher Musiker, Dichter und Denker tief im europäischen Bewusstsein verhaftet. Jedoch überschätzte Meinecke ihre Bedeutung für eine Rückkehr Deutschlands in die Völkergemeinschaft der Welt. Vielmehr wurde sein Buch mit der Hypertrophierung des deutschen Geistes und der deutschen Kultur gegenüber dem Politischen zum Teil der Katastrophe selbst, von der er hoffte, dass das deutsche Volk ihr baldmöglichst entinnen möge.¹²

Das deutsche Verhängnis nahm seinen weiteren Verlauf. Es kündigte sich nicht nur in der Teilung Deutschlands im Kalten Krieg an. Es zeigte sich auch darin, dass die kulturellen Spitzenleistungen von einst und ihre die Katastrophe überlebenden Repräsentanten für eine Trennung von Geist und Macht in Anspruch genommen wurden und sich dafür in Anspruch nehmen ließen. So kam es zu einer Verdrängung der Schuldfrage, ohne ihre Aufarbeitung hinreichend mit dem politischen Neuanfang zu verbinden. Vor diesem Hintergrund gewann selbst Thomas Manns Diktum, als er den sicheren Boden Amerikas betrat, »Wo ich bin, ist Deutschland«,¹³ eine gefährliche Konnotation, weil es den Schein verstärkte, als ließe sich das Geistige Gute vom Bösen Politischen trennen. In dem Maße, wie sich abzeichnete, dass Deutschland als eigenständiger politischer Akteur von der Landkarte zu verschwinden drohte, entwickelte sich die Kultur zu einem Schlupfwinkel und zu einer Zufluchtsstätte für eine bessere Zukunft.¹⁴

Gut und
böse

Die Politik galt nicht zuletzt vor dem Hintergrund ihrer Pervertierung durch den Nationalsozialismus und die Besetzung Deutschlands allenfalls als notwendiges Übel, zumindest aber als vernachlässigbare Größe. Im Geiste Goethes warnte Thomas Mann zu Beginn der 50er Jahre davor, »das Unlösliche zu lösen und die Verbindung aufzuheben, die zwischen Kunst und Politik, Geist und Politik unweigerlich besteht«.¹⁵

Doch genau dies geschah in Westdeutschland. Aus Enttäuschung darüber, welche politische Entwicklung die beiden deutschen Staaten im Europa des Kalten Krieges nahmen, zogen sich die Schriftsteller in den machtgeschützten Raum der Innerlichkeit zurück und haderten mit dem Geist des Wiederaufbaus in der Ära Adenauer.

In der DDR jedoch glaubten sie, eine wichtige Rolle beim Aufbau einer neuen, demokratischen Gesellschaft spielen zu können. Vor allem die aus dem Exil aus aller Welt zurückkehrenden Intellektuellen träumten davon, der Literatur zur Macht zu verhelfen. Zu einer Macht, der es gelingen möge, »in den deutschen Menschen das nationale Ehrgefühl, den internationalen Geist, das Selbstbewußtsein, die Kampfkraft für die Verteidigung des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit neu zu entflammen«.¹⁶ Dafür waren die Schriftsteller bereit, den Graben zwischen Geist und Macht zu überwinden und eine Symbiose mit der neuen Macht einzugehen. Indem sie den Primat der Politik anerkannten, fanden sie sich in den Fesseln der SED-Diktatur wieder. Sie brauchten Jahrzehnte, um sich daraus zu befreien.

DDR

Heute gehören die alten Gegensätze zwischen Geist und Macht der Vergangenheit an. Für Hans Magnus Enzensberger war die über Jahrhunderte aufgestaute Wut bereits Ende der 80er Jahre verfliegen.¹⁷ Der

Über-
wundene
Gegensätze

»Augenblick, an dem die beiden Clans ihr Kriegsbeil begraben und einander in die Arme sinken werden, ist absehbar. ›Geist und Macht‹ – das wird dann nur noch der Titel eines alten Western sein, der nicht mehr in der Wirklichkeit, sondern nur noch im Fernsehen stattfindet.«¹⁸ Soweit ist es Gott sei Dank auch heute, mehr als 20 Jahre nach dieser Einsicht Enzensbergers, noch nicht gekommen. Allerdings kann man, wenn man Glück hat, Hans Magnus Enzensberger und Frau in Nürnberg aus dem ICE steigen und mit dem Ehepaar Schneider durch Nürnberg schlendern sehen. Oscar Schneider gehörte 25 Jahre dem Deutschen Bundestag an und von 1982 bis 1989 dem Kabinett der Bundesregierung unter der Leitung von Helmut Kohl. Für den Kontakt zu Enzensberger dürfte dies alles von geringer Relevanz gewesen sein. Maßgeblicher ist hier, dass sie beide Ende der 20er Jahre geboren wurden, in Bayern zur Welt kamen und heute noch dort leben. Offenkundig haben sie sich eine Menge zu berichten. Oscar Schneider, den stets eine Affinität zur Literatur auszeichnete, gehört zu den gebildeten, kultursinnigen Politikern.

Debatte im
Bundestag

Die Nähe von Politikern zu Schriftstellern stellt heute keine Ausnahme mehr dar. Häufig findet man sie aber auch nicht. Das Kriegsbeil ist begraben, aber in den Armen liegen sie sich nicht. Selbst Günter Grass wahrte noch eine gewisse Distanz zu Willy Brandt (und umgekehrt), obwohl er für ihn und die SPD mehr als ein Jahrzehnt in den Wahlkampf zog. Literatur und Politik, Schriftsteller und Politiker nehmen in einer Gesellschaft gemeinsame, aber eben auch sehr unterschiedliche Aufgaben wahr. Deshalb ist eine Symbiose von Geist und Macht nicht erstrebenswert. Sie führt, wie die deutsche Vergangenheit zeigte, in aller Regel zu einer Unterwerfung der Literatur. In einer parlamentarischen Demokratie, wo sich die politischen Konflikte besonders im Wahlkampf zuspitzen, verlieren die Schriftsteller und Intellektuellen natürlich nicht ihr Recht, sich in die politische Debatte einzubringen. Sie nehmen damit ihr Bürgerrecht wahr. Wenn sie in der Öffentlichkeit bekannt sind und als Persönlichkeit geschätzt werden, profitieren Politiker und die Politik von ihrem Ansehen. Mehr als andere müssen Intellektuelle ihre Worte, weil sie als moralische Autorität gelten, abwägen. Werden sie jedoch als Wahlkämpfer aktiv, suchen sie die Nähe zu einer Partei. Damit untergraben sie ihre Glaubwürdigkeit in dem Maße, wie sie darauf verzichten, zu differenzieren. In der großen Debatte des Deutschen Bundestages zum Verhältnis von Geist und Macht äußerte Carlo Schmid nach der Wahl am 19. September 1965:

Kunst und Literatur sollen sich nicht als Ersatz für Politik gerieren; sie sollen, was im Staat und durch den Staat geschieht, mit ihrem Tun

begleiten. [...] Sie sollen sagen, was ist, und sie sollen auch sagen, was nicht so ist, wie es sein müßte, und sie sollen auch sagen, wo man im Politischen unter dem Maß des Menschlichen bleibt. Das wird nicht immer bequem, nicht immer genüßlich sein für jene, die politisch handeln müssen. Der Schriftsteller und der Künstler [...] müssen, wenn sie nicht Verrat an ihrer Berufung üben wollen, das Unbedingte suchen. Das ist ihre Aufgabe. Dabei gelangen sie im Bereich des Politischen gelegentlich ins Utopische und manchmal sogar ins Abstruse. Aber das nimmt ihnen nicht das Recht auf Achtung ihrer Motive und auf Beachtung ihrer Ausgangspunkte und Zielsetzungen.¹⁹

Demgegenüber sucht der Politiker den Kompromiss. Er weiß, dass er seine Vorstellungen und Visionen zwar äußern darf, aber selten durchsetzen kann. Er schätzt sich in der Regel schon glücklich, wenn der parlamentarische Prozess zu Ergebnissen findet, die seinen politischen Zielen nicht völlig entgegenstehen. Es liegt in der Natur der Sache, dass zwischen Politik und Literatur ein spürbares Spannungsverhältnis besteht.

Gerade deshalb sollten sich in einer demokratischen, offenen Gesellschaft Politik und Literatur mit Achtung begegnen. Die Politik darf die Literatur nicht unterdrücken und ihre Einmischung nicht als unbotmäßig abweisen. Die Literatur hat die Aufgabe, die politische und gesellschaftliche Entwicklung zu kritisieren, ja im Zweifel auch anzuklagen. Aber diese Auseinandersetzung darf nicht in einen verbalen Bürgerkrieg münden, der die politische Kultur so beschädigt, dass die ausgehobenen Gräben nicht mehr überbrückt werden können. Beide haben Verantwortung für den Zusammenhalt der Gesellschaft, die Funktionstüchtigkeit des Staates und die Weiterentwicklung unserer Verfassungsordnung. Dies ist die Lehre aus der Weimarer Republik. Erfreulicherweise ist es heute beinahe überflüssig, darauf hinzuweisen. Literatur und Politik haben ihr Kriegsbeil begraben. Das deutsche Verhängnis der wechselseitigen Anfeindung und Sprachlosigkeit mündete in ein spannungsgeladenes Gegeneinander, häufig in ein kritisch konstruktives Mit- und Nebeneinander. Beides ist zur neuen deutschen Normalität geworden.

Kriegsbeil
begraben

I. Kultur und Politik

1. Thomas Manns Blick auf das Ende Alteuropas im »Großen Krieg«

Einleitung

Die großen geistigen Umbrüche zeichneten sich im Deutschen Reich schon vor dem Ersten Weltkrieg und dem Zusammenbruch des wilhelminischen Obrigkeitsstaates ab. Sie kündigten sich in der nahezu alle Lebensbereiche durchdringenden Technisierung des Alltags an. Damit in Zusammenhang stand eine bisher in dieser Form nicht erlebte Industrialisierung, verbunden mit einem rasanten Wirtschaftswachstum. Beides prägte am auffälligsten die Großstädte. Diese Entwicklung stellte tradierte Werte und Konventionen in Frage. Sie vermittelte das Bewusstsein einer diffusen Modernisierung, die ihrerseits die Gesellschaft spaltete. Augenfällig wurde dies nicht nur in der Politik, sondern auch in der Kultur, in der Literatur des Expressionismus und in der darstellenden Kunst.

Thomas Mann stand dieser Entwicklung distanziert, ja fremd gegenüber. Sie zerrte an seinen Nerven. Er litt an diesen unaufhaltbaren Erneuerungen, die seiner Meinung nach das alte Europa zersetzten und die deutsche Gesellschaft zivilisierten. Dies bedeutete für ihn, den deutschen Sonderweg kulturell und politisch in Frage zu stellen. Deshalb suchte er fern dieser Welt mangelnder Gesittung, des Frevels, der Scheinheiligkeit und des Materialismus Zuflucht in einem historisch gewachsenen Konservatismus. Der wilhelminische Obrigkeitsstaat mit seinem sozialen Kaisertum und tugendbesessenem Militarismus verkörperte für ihn erhaltenswerte deutsche Traditionen, die im aufgeklärten Absolutismus Preußens angelegt waren, aber im Hass gegen Napoleon auch in der deutschen Romantik Widerhall fanden. Die auf die Romantik zurückgehende Überhöhung des Geistigen und die Infragestellung des Politischen hinderten ihn aber nicht, in der Stunde des Krieges an die Seite des Staates zu treten. Er tat dies nicht nur aus Patriotismus. Vor allem glaubte er, damit die deutsche Seele und Kultur gegen die westliche Zivilisation, die Demokratisierung Deutschlands, zu verteidigen.

Der Zusammenbruch des wilhelminischen Obrigkeitsstaates

»Du denkst an Abdikation, Albrecht?«, mit diesen Worten leitet Helmut Neuhaus seinen Beitrag: »Das Ende der Monarchien in Deutschland 1918«, Thomas Mann zitierend, ein.¹ Das Zitat stammt aus Thomas Manns Roman »Königliche Hoheit«, den dieser 1909 publizierte.² Die Frage stellt Klaus Heinrich, der »Thronfolger aus angeborenem Recht des Agnaten«, das Schlimmste fürchtend, seinem regierenden, aber gesundheitlich angeschlagenen Bruder. Dieser weiß zu beruhigen, jedenfalls ein wenig, indem er bekennt: »Ich darf nicht daran denken«, aber dann doch relativierend: »Glaube mir, daß ich gern daran dächte. Aber man würde mir's verwehren.«³

Thomas Mann wollte sein Gedankenspiel nicht als ein realistisches Szenario und gesellschaftskritisches »Sittenbild« aus dem Hofleben zur Jahrhundertwende verstanden wissen, auch wenn er in diesem Zusammenhang durchaus den Regenten Kaiser Wilhelm II. vor Augen gehabt haben mag, der vor dem Hintergrund der »Daily-Telegraph-Affaire« im November 1908 an sich zu zweifeln begann und gegenüber dem Kronprinzen dies auch anlässlich eines Besuches beim Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen zum Ausdruck brachte.⁴

Ende der
Dynastien

Es vergingen nicht einmal zehn Jahre, als mit der endgültigen Niederlage des Deutschen Reiches im »Großen Krieg« das Kaiserreich binnen weniger Wochen zusammenbrach und mit ihm die Monarchien. Ihr beinahe lautloses Verschwinden, der nahezu bedingungslose Verzicht auf Thron und Krone der 22 deutschen Dynastien, von denen einige auf eine mehrhundertjährige Herrschaftstradition zurückblicken konnten, setzte einen endgültigen politischen Schlussstrich unter die alteuropäische Achsenzeit, »die durch Institutionalisierungs- und Modernisierungsschübe großen Umfangs gekennzeichnet ist«.⁵

Das alteuropäische Gleichgewichtssystem wurde fortan durch die neu entstehenden Weltreiche Großbritannien, die Sowjetunion und schließlich die USA maßgeblich beeinflusst. Sie griffen über Europa hinaus und auf nachhaltige Weise in Europa hinein.⁶ Mit dem »Großen Krieg« brach das alte Europa zusammen, die aufkommende Multipolarität justierte die Einflussphären in der Welt neu.⁷ Mit der militärischen Niederlage Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches im Verlauf und am Ende des Ersten Weltkriegs bahnte sich eine nationalstaatliche Ordnung in Mittel- und Osteuropa mit der Aushöhlung der Monarchien und dem Aufkommen der republikanischen Staatsform den Weg, die sich bereits im 18. und 19. Jahrhundert mit der Ausprägung eines nationalstaatlichen Zusammengehörigkeitsgefühls entwickelt hatte.

Die verbliebenen Traditionen, Privilegien und Überreste der Macht des alten Europas, die der wilhelminische Obrigkeitsstaat konserviert hatte, verschwanden mit den Abdikationen in Folge der militärischen Niederlage des Deutschen Reiches und dem Entstehen der Weimarer Republik. Trotz der amerikanischen (1776) und Französischen Revolution (1789-1799) standen die deutschen Monarchien des deutschen Bundes und später des Deutschen Reiches in einer anhaltenden, kaum Veränderungen aufnehmenden, politischen und sozialen Kontinuität monarchischer Herrschaft. »Die Monarchen hatten sich im 19. Jahrhundert über ihre konstitutionelle Selbstbindung an die Spitze des neuen verfassungsstaatlichen Systems gerettet.«⁸ Sie festigten ihre Position vor allem in Bezug auf das Gottesgnadentum und die Betonung der monarchischen Tradition, die eine Einschränkung der Rechte des Monarchen bzw. seine Abdankung nur in Ausnahmefällen vorsah.⁹

Der Adel verlor mit dem Aufkommen des Bürgertums im 19. Jahrhundert zunehmend an Bedeutung. Aber es gelang ihm dennoch, geknüpft an das fortbestehende monarchische Prinzip, seine gesellschaftliche Stellung nicht nur bei Hofe, sondern auch seine Privilegien in der Gesellschaft bis zum Ende des Ersten Weltkrieges zu verteidigen, obwohl die neuen Ideen der Volkssouveränität und des Parlamentarismus das monarchische Prinzip mehr und mehr aushöhlten. Mit dem aufgeklärten Absolutismus, der einsetzenden Demokratisierung der Gesellschaft und der Rechtsstaatlichkeit verlor das monarchische Prinzip zunehmend seine geistige Begründung und damit auch seine politische Legitimation.¹⁰ Jedoch dankte es erst mit der endgültigen Entzauberung der Erbmonarchie von Gottes Gnaden¹¹ in der weitgehend unerwarteten militärischen Niederlage Wilhelms II. von 1918 nahezu geräuschlos von der politischen Bühne ab. Bei der Gestaltung des Übergangs von der monarchischen zur republikanischen Staatsform traten seine Repräsentanten nicht mehr in Erscheinung. Die Monarchie als eine über Jahrhunderte gelebte Staatsverfassung stand »als zukünftige Staatsform nirgendwo auch nur zur Debatte«.¹² Von ihren Repräsentanten vernahmen wir weder Stimmen, die die Monarchie in irgendeiner Form zu retten versuchten, noch hörten wir sie als Wegbereiter der parlamentarischen Demokratie.

Aufkommen
des
Bürgertums

Thomas Mann fühlte sich bis in die Weimarer Republik hinein den Traditionen und Wertvorstellungen des alten, monarchischen Europas verbunden. Auch wenn er in seinem Roman »Königliche Hoheit« Kritik an der Monarchie und ihrem ersten Repräsentanten, Wilhelm II., äußerte, so sah er doch zum monarchischen Prinzip keine ernsthafte Alternative. Den wilhelminischen Obrigkeitsstaat bezeichnete er noch in den »Betrachtungen eines Unpolitischen«¹³ als »die dem deutschen Volk

angemessene, zukömmliche und von ihm im Grunde gewollte Staatsform«, weil »das deutsche Volk die politische Demokratie niemals wird lieben können«. ¹⁴ Das Volk empfände wie er aristokratisch. »Deutschland als Republik, als Tugend-Staat mit Gesellschaftsvertrag [...] – das wäre der Schrecken.« ¹⁵ Thomas Mann träumte bis zum bitteren Ende des »Großen Krieges« von einem Staat, der die Leitideen des aufgeklärten Absolutismus mit den Idealen eines romantischen Deutschland zu vereinigen wüsste. Zu seinem Deutschlandbild passte es nicht, dass sein Vaterland Elsass und Lothringen erneut an Frankreich zurückgeben müsste. Sollte es dazu kommen, könnte dies leicht einen weiteren Weltenbrand auslösen. Sprach so jemand, der mit Politik nichts zu tun haben wollte, dem das Politische wesensfremd war, ja, der es aus dem Innersten heraus ablehnte? Thomas Mann kannte seine »nationalistischen Deutschen und hatte es mit völliger Sicherheit im Gefühl, daß ein künftiges Reichsoberhaupt sich die Wiedereroberung dieser Provinzen zur Pflicht machen werde. Er klammerte sich an den Kaiser, an die monarchische Verfassung«. ¹⁶ Das Romantische war für ihn von großer Bedeutung. Es diente ihm als Verständigungsformel gegen Zivilisationsapostel wie seinen Bruder Heinrich, die Europa und mit ihm Deutschland verwestlichen wollten. Er protestierte damit gegen eine demokratische Überwältigung und brachte zugleich seine Zuneigung und Sympathie für das romantische, historisch gewachsene, kaiserliche Deutschland zum Ausdruck. Thomas Mann fürchtete um die deutsche Kultur. Er sah sie mit dem kaiserlichen Deutschland in den Schützengräben von Verdun zu Grunde gehen, glaubte jedoch, so lange noch ein Kaiser die Geschicke des Reiches bestimme, lebe das romantische, das mittelalterliche Reich mit seiner aristokratischen, konservativen und kulturbewussten Tradition fort. Der wilhelminische Obrigkeitsstaat entsprach im Wesentlichen seinen politischen, ökonomischen und wohl auch sozialen Vorstellungen, ¹⁷ die er – wie nachfolgend gezeigt werden soll – mit Vehemenz zu verteidigen bereit war.

Alteuropa und deutsche Romantik

Politische
Romantik

Das alte Europa lebte für Thomas Mann wie für viele seiner Zeitgenossen trotz des Zusammenbruchs des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation 1806 noch in der deutschen Romantik fort. Dessen Auflösung und die Überwindung seiner vor- und supranationalen Strukturen weckte schnell Sehnsüchte nach dem Verlorengegangenen, die neue Ausdrucksformen verlangten. Thomas Mann fand sie – wie viele Menschen 100 Jahre vor ihm, nach dem »Untergang des alten Deutschlands« – in dem von der Romantik ausgehenden nationalen kulturellen Aufbruch. Diesen

Leitgedanken und Visionen fühlte er sich auch noch über die Zeit des »Großen Krieges« hinaus verbunden. Erst mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus zog er in der »Deutschen Ansprache« von 1930¹⁸ einen klaren, endgültigen Trennungsstrich. Er beklagte die sich ausbreitende Abkehr vom Vernunftglauben als einen irrationalistischen, »den Lebensbegriff in den Mittelpunkt des Denkens« stellenden Rückschlag, »der die allein lebenspendenden Kräfte des Unbewußten, Dynamischen, Dunkelschöpferischen auf den Schild hob, den Geist, unter dem man schlechthin das Intellektuelle verstand, als lebensmörderisch verpönte und gegen ihn das Seelendunkel, das Mütterlich-Chthonische, die heilig gebärrische Unterwelt, als Lebenswahrheit feierte«.¹⁹ Dieser mystische, anti-rationale Geist habe seiner Meinung nach nichts mit dem ausgewogenen Nationalismus des 19. Jahrhunderts zu tun.²⁰ Und doch sah er zwischen dem in den Wirrnissen der Weltwirtschaftskrise eine immer offensivere Form annehmenden radikalen Nationalismus der Deutschen und der romantisierenden Philosophie des 19. Jahrhunderts einen unverkennbaren geistesgeschichtlichen und politischen Zusammenhang. Der große Wahlerfolg der Nationalsozialisten 1930 sei nicht allein mit der wirtschaftlichen Depression zu erklären, sondern offenbare den Seelenzustand der Deutschen, der zu einer Weltgefahr anwachsen könne.²¹ Die primitive massenwirksame Ideologie des Nationalsozialismus sei »gefährlicher, die Gehirne noch ärger verschwendend und verklebend als die Weltfremdheit und politische Romantik, die uns in den Krieg geführt haben«.²²

Thomas Manns Tiefenschärfe und Weitsicht in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus sind verblüffend. Er hielt diesen Vortrag im Oktober 1930, übrigens am gleichen Ort, im Beethoven-Saal zu Berlin, wo er aus Anlass des 60. Geburtstages von Gerhart Hauptmann 1922 sein überraschendes Bekenntnis zur Weimarer Republik abgab. Während er im »Zauberberg« mit dem Soldatentod seines Helden Hans Castorp in den Schützengräben Flanderns seine romantische Vorstellung vom Krieg überwand, lebte diese partiell in seiner politischen Rede »Von Deutscher Republik« noch fort. Dies war umso erstaunlicher, da er sich nunmehr als »Vernunftrepublikaner« öffentlich vorstellte, der unter dem Druck der Verhältnisse der Monarchie den Rücken kehrte und sich zur parlamentarischen Demokratie bekannte. Er verteidigte sie jedoch nicht mit verfassungsrechtlichen oder demokratietheoretischen, sondern mit literarischen Argumenten, indem er ganz im Geiste der Romantik Novalis und Walt Whitman als literarische Kronzeugen anführte. Seine geistigen Verbindungen zum alten Europa und seine Suche nach neuer geistiger Orientierung wurden hier besonders augenfällig, etwa auch wenn er sich rückblickend, differenzierend und vermittelnd, zum »Großen Krieg« äußerte:

Der Krieg ist Romantik. Niemand hat je das mystisch-poetische Element geleugnet, das ihm innewohnt. Zu leugnen, daß er heute spottschlechte Romantik, ekelhafte verhunzte Poesie ist, wäre Verstocktheit.²³

Wurzeln des
Krieges

Ganz anders klang dies noch in den Jahren der Heimsuchung von 1914-1918, als Thomas Mann in seinen »Betrachtungen eines Unpolitischen« die geistigen Wurzeln dieses Krieges, der »mit allem möglichen Recht der deutsche Krieg heißt«,²⁴ als den uralten »deutschen Kampf gegen den Geist des Westens, sowie des Kampfes der römischen Welt gegen das eigensinnige Deutschland«²⁵ als deutschen Patriotismus empathisch gefeiert hatte. Den Nährboden für diese geistige Haltung fand er im Aufkommen des Nationalismus im 19. Jahrhundert. In ihm schweben von Anfang an einerseits Tendenzen zu einer Überhöhung des Deutschen, andererseits zu einer antiwestlichen Grundhaltung mit, die ursprünglich mit dem späten Entstehen des deutschen Nationalstaates in Zusammenhang zu sehen sind. Beide Strömungen trafen mit dem am Ende der antinapoleonischen Befreiungskriege entstehenden Vakuum auf soziale und geistige Rahmenbedingungen, die Rüdiger Safranski als die Geburtsstunde der politischen Romantik deutet. »Die Arbeit am deutschen Identitätsbewußtsein mit der Beschwörung der Volksgeister und der germanischen Mythologie, die Sammlung der Volkspoesie, die nationalen Erziehungsvisionen Fichtes – das alles kann jetzt zusammenströmen und eine öffentliche Stimmung schaffen, die auf aktive Teilnahme der nationalen und patriotischen Kräfte drängt. Auf deutschem Boden ereignet sich in diesen Monaten des antinapoleonischen Befreiungskrieges die Geburt der politischen Propaganda.«²⁶ Thomas Mann griff diese Propaganda in seinen Schriften zum »Großen Krieg« auf. Wie Achim von Arnim, Theodor Körner, Joseph von Eichendorff, Ernst Moritz Arndt und viele andere wurde er 100 Jahre später zum Barden der patriotischen, romantisierenden Kriegsbewegung.²⁷ Gedanken wie die von Novalis – »Deutschland geht einen langsamen aber sichern Gang vor den übrigen europäischen Ländern voraus. Während diese durch Krieg, Spekulation und Parteigeist beschäftigt sind, bildet sich der Deutsche mit Fleiß zum Genossen einer höheren Kultur, und dieser Vorschrift muß ihm ein großes Übergewicht über die anderen im Laufe der Zeit geben«²⁸ – verfocht er in einem anderen zeitgeschichtlichen Kontext ebenso wie er sich auf die Verstiegenheiten von Ernst Moritz Arndt einließ, der wie er den Feind zu hassen suchte. Arndts Kriegspatriotismus und Hass gegen Napoleon entfachte einen Furor Teutonicus gegen das französische Volk, wenn er schreibt:

Ich will den Haß gegen die Franzosen, nicht bloß für diesen Krieg, ich will ihn für lange Zeit, ich will ihn für immer. [...] Dieser Haß glühe als die Religion des deutschen Volkes, als ein heiliger Wahn in allen Herzen und erhalte uns immer in unserer Treue, Redlichkeit und Tapferkeit.²⁹

Diese geistigen Haltungen fanden in der deutschen Bevölkerung einen fruchtbaren Resonanzboden. Daraus entwickelten sich zwei Grundströmungen: die Überhöhung der deutschen Kultur und ihre antidemokratische Abgrenzung nach Westen. Sie fanden ihren Kristallisationspunkt im Scheitern des deutschen Nationalstaates auf dem Wiener Kongress.³⁰ Was auf dem Felde der Politik nun unerreichbar schien, die Vereinigung der deutschen Staaten in der Mitte Europas, beflügelte den Wunsch der führenden deutschen Köpfe nach einer Symbiose unter dem Dache der Kultur.³¹ Der Kulturstaat sollte dem Volk als Ersatz für den nicht erreichten Nationalstaat dienen. Als dieser dann endlich nach dem Sieg Preußens im deutsch-französischen Krieg 1871 Wirklichkeit wurde, hatte sich das geistige Leben bereits in den Elfenbeinturm der Politik-ferne zurückgezogen. »Nicht in die politische Welt verschleudere du Glauben und Liebe«, dozierte Friedrich Schlegel schon zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, »aber in der göttlichen Welt der Wissenschaft und Kunst opfre dein Innerstes in den heiligen Feuerstrom ewiger Bildung«.³² Aus diesem Feuerstrom ewiger Bildung vermochte sich aber kein politischer Gemeinsinn zu entwickeln. Die deutschen Romantiker verzauberten die Welt und feierten ihr eigenes Leben als Kunstwerk, aber sie begaben sich nicht in die politische Welt der bitteren Erfahrungen und in sich widersprüchlichen Wirklichkeit. So wurde der deutsche Nationalstaat zwar von oben, aber letztlich doch ohne ihr zutun geschaffen. Der entstandene Zwiespalt zwischen einem Politik gestaltenden Volk und einer nach Vollendung strebenden geistigen Kultur konnte nicht überwunden werden, weil die Dichter und Denker der Romantik verkannt hatten, dass sich eine Gesellschaft durch die reine Macht des Geistes und der Intuition allein nicht neu gestalten ließ.³³ Die geistige Revolution vermochte eben die politische nicht zu ersetzen. Thomas Mann irrte, wenn er in seinen »Gedanken im Kriege« äußerte, dass Luther und Kant die Französische Revolution zum mindesten aufwögen.³⁴ In einem politisch zersplitterten Land hätten die von ihnen ausgehenden Ideen einen himmelstürmenden, selbstbewussten Individualismus gefördert.³⁵ Sie scheiterten daran, nicht zuletzt durch eine zensierte Öffentlichkeit im aufgeklärten Absolutismus und wilhelminischen Obrigkeitsstaat, die Unmündigkeit des Volkes zu überwinden, weil sich der

Kulturstaat

Individualismus des Bürgertums mehr nach innen als nach außen Geltung verschafft hatte. Auch wenn Heinrich Heine zwischen der geistigen und politischen Revolution in Deutschland und Frankreich manche Übereinstimmung zu erkennen vermochte,³⁶ Thomas Mann scheint ihm hier – wenn auch in pointierter Form – gedanklich zu folgen, so haben diese jedoch nicht die Bildung der deutschen Nation und den Übergang von der monarchischen zur republikanischen Staatsform nennenswert vorangebracht.

In den Jahren des »Großen Krieges« berief sich Thomas Mann gern auf die zumindest zeitweise in der Tradition der deutschen Romantik stehenden drei großen Deutschen: Richard Wagner, Arthur Schopenhauer und Friedrich Nietzsche. »Der gegenwärtige Krieg lehrt wieder«, schrieb er in den Betrachtungen, »daß in stürmisch-aufgewühlten Zeiten jeder das Seine findet. Es gibt keine Weltanschauung, keine Ideologie, keine Glaubenslehre, auch keine Schrulle und Marotte, die sich nicht durch den Krieg bestätigt und gerechtfertigt fände«.³⁷ Mancher mag sich hier an die säbelraselnden Worte Kaiser Wilhelms II. zu Beginn des Krieges erinnern fühlen. Aber Thomas Mann ging es mit dieser gewagten These um etwas ganz anderes, nämlich um die Überhöhung der deutschen Kultur gegenüber der Politik und die Verteidigung des Bürgers als romantisches geistiges Wesen im Gegensatz zum Staatsbürger, der eigentlich Philister sei und sonst nichts.³⁸ Wagner suchte die »Verwirklichung seiner Kulturträume vom Ende der Politik« in der Deutschen Revolution von 1848, aber er fand sie nicht. Sein großes geistiges Erlebnis fand er stattdessen, wenn wir Thomas Mann folgen dürfen, eben nicht im Felde der Politik und im politischen Trubel jener Zeit sondern weit weg davon, in der Philosophie Arthur Schopenhauers.³⁹ Den dritten im großen Bunde der deutschen Politikverächter sah er in Nietzsche, der sich selbst als »den letzten unpolitischen Deutschen« bezeichnete. Für ihn ragte die philosophische Geistesverfassung – und sie schloss für ihn auch die künstlerische mit ein – meilenweit über das Politische hinaus. In dieser geistigen Haltung entdeckte er die »Deutschheit als Bürgerlichkeit«, die unsterblich und von keinem Fortschritt ernstlich angreifbar erscheine.⁴⁰

Schopenhauer zitierte er ganz im antiaufklärerischen Geiste der deutschen Romantik und des Wilhelminismus mit den Worten: »Jedoch ist das Volk ein ewig unmündiger Souverän, welcher daher unter bleibender Vormundschaft stehen muß und nie seine Rechte selbst verwalten kann, ohne grenzenlose Gefahren herbeizuführen; zumal er, wie alle Unmündigen, gar leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, welche deshalb Demagogen heißen.«⁴¹ Auch wenn Thomas Mann sich selbst diese Worte nicht zu eigen machte, so entsprachen sie doch seinem

antidemokratischen, antipolitischen, aristokratischen Grundverständnis von Politik und deutscher Bürgerlichkeit jener Tage. Sie lassen seine Nähe zur deutschen Romantik und dem monarchischen Prinzip des wilhelminischen Obrigkeitsstaates offenbar werden. Thomas Mann durfte sich mit dieser Geisteshaltung in bester Gesellschaft fühlen. Viele Zeitgenossen, gerade aus dem Kreis der kulturellen Elite, teilten seine romantisch verklärte, weitgehend apolitische, gleichwohl patriotische, aber antidemokratische und antiwestliche Grundhaltung.⁴²

Zu Beginn des »Großen Krieges«

»Sie, die geistigen Mitläufer sind schuldiger als selbst die Machthaber, die fälschen und das Recht brechen«, schrieb Heinrich Mann in seinen rückblickenden politischen Betrachtungen zu Beginn des »Großen Krieges« im »Zola-Essay«.⁴³ Auch wenn er seinen Bruder Thomas in diesem Kontext nicht unmittelbar erwähnte, dachte er dabei aber ganz sicher vor allem auch an ihn. Er hatte besonders mit seinen für die deutsche Sache vehement Partei ergreifenden Schriften »Gedanken im Kriege« von 1914 und »Friedrich und die große Koalition« aus dem gleichen Jahre in prononciert und wahrlich nicht zimperlicher Weise in den allgemeinen Kriegsjubel eingestimmt und die anschwellenden Rechtfertigungsstrategien für den deutschen Kriegseintritt und die Kriegführung der Militärs unterstützt. Auch wenn zu bezweifeln ist, dass die geistigen Mitläufer mehr Schuld auf sich geladen haben als die politisch und militärisch Verantwortlichen, so bleibt umgekehrt festzuhalten, dass gerade viele Intellektuelle – Professoren, Künstler, Schriftsteller u. a. – vorbehaltlos und offensiv den in seinen Fundamenten brüchig gewordenen wilhelminischen Obrigkeitsstaat gegen das westliche Demokratiemodell verteidigten. Sie hielten es mit dem deutschen Wesen und dem deutschen Politikverständnis für nicht verträglich.

Geistige
Mitläufer

Schon seit alters her suchen die Kriegführenden nach Rechtfertigungen. Von daher überraschte es nicht, dass dies auch im »Großen Krieg« nicht anders war. Überraschend war allerdings, mit welcher Intensität und Einmütigkeit dies nicht nur im Deutschen Reich, sondern auch in den anderen kriegführenden europäischen Staaten geschah. Ein deutscher Beleg dafür ist unter vielen anderen der Appell »An die Kulturwelt«, in dem namhafte Intellektuelle ganz im Geiste Wilhelms II. sich über alle Parteigrenzen hinweg verbrüderten, um einen nicht näher bestimmten deutschen Sonderweg, d. h. die ins Wanken geratene alte Herrschaftsordnung gegen die neuen zur Macht drängenden Kräfte auch im eigenen Lande zu verteidigen. Viele glaubten offenbar, dass auf dem

deutschen Rücken die politischen und geistigen Konflikte der Zeit ausgetragen würden. Mit einem Erfolg im Krieg verbanden sie die Hoffnung, sich von dieser Last befreien zu können.⁴⁴

An die
Kulturwelt

So bestimmten vor allem rückwärtsgewandte Motive und Zukunftsängste die Identifikation der Intellektuellen mit den kriegführenden Militärs. In dem Appell »An die Kulturwelt« lesen wir: »Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt. Zu ihrem Schutze ist er aus ihr hervorgegangen [...]. Dieses Bewusstsein verbrüdernt heute 70 Millionen Deutsche ohne Unterschied der Bildung, des Standes und der Partei.«⁴⁵ Tatsächlich kam es in den ersten beiden Kriegsjahren zu einem uns heute befremdlich anmutenden Schulterschluss zwischen Kultur und Militarismus. Schon in den ersten Kriegsmonaten entstanden anderthalb Millionen Kriegsgedichte, oft auch von sehr angesehenen Dichtern wie Rainer Maria Rilke oder Gerhart Hauptmann.⁴⁶ Demgegenüber blieb der Kreis der Schriftsteller, die den Krieg rundherum ablehnten, klein. Zu ihnen zählten neben Heinrich Mann vor allem Franz Werfel, Stefan Zweig und Leonhard Frank. Andere, die sich von dem anfänglichen Kriegstaumel hinreißen ließen, korrigierten ihre Haltung. Hier sind vor allem Ernst Toller, Hermann Hesse und Hugo von Hofmannsthal zu nennen. Selbst ein so distanzierter und scharfsinniger Denker und Analytiker wie Max Weber, der gewiss der großmannssüchtigen Politik Kaiser Wilhelm II. äußerst skeptisch gegenüberstand, vermochte sich der immer weitere Kreise ziehenden Solidariätsbekundungen nicht zu entziehen, wenn er bei Kriegsausbruch am 4. August 1914 enthusiastisch feststellte: »Denn einerlei wie der Erfolg ist – dieser Krieg ist groß und wunderbar.«⁴⁷ Klingen hier noch Zweifel über einen militärischen Erfolg der Mittelmächte an, so waren die meisten Zeitgenossen von deren raschem Sieg überzeugt.

Stunde
der Not

Dies galt auch in besonderer Weise für Thomas Mann, der am 22. August 1914 in einem Brief an seinen Verleger S. Fischer den Sieg der deutschen Truppen in Lothringen als den größten und freudigsten Augenblick seines Lebens bezeichnete⁴⁸ und bis zur bitteren Niederlage an einen glücklichen Ausgang für das Deutsche Reich glaubte. Thomas Mann wollte, wie seine intellektuellen Mitstreiter, in der Stunde der Not die ins Wanken geratene Monarchie verteidigen und nicht einem ungewissen demokratischen Fortschritt das Wort reden. Damit reihte er sich auffällig in den großen Kreis der Kriegsbegeisterten ein. Er zählte unauffällig zu den »Siegern des Tages«, nicht nur jedes missliebige Wort meidend, sondern vehement für die deutsche Sache patriotisch Partei ergreifend, statt für die Wahrheit und Gerechtigkeit, »die ewigen Dinge«, jenseits aller persönlichen Interessen einzustehen.⁴⁹

Ganz im Geiste der antinapoleonischen Befreiungskriege sprach er in einem Brief an seinen Bruder Heinrich vom 18. September 1914 von einem »großen, grundanständigen, ja feierlichen Volkskrieg« Deutschlands.⁵⁰ Er weckte damit Assoziationen an Ernst Moritz Arndt, der in seinen Aufrufen und Flugschriften einen Volkskrieg forderte, an dem sich zu beteiligen für alle gesellschaftlichen Schichten eine Frage der Ehre und Pflicht sei. Arndt ging es nicht nur darum, die napoleonische Fremdherrschaft in den deutschen Landen zu beseitigen. Er wollte zugleich die französische Vormachtstellung in Europa überwinden. Auch wenn die politischen Rahmenbedingungen 1813 völlig andere als gut 100 Jahre später waren, schließlich drangen 1914 deutsche Truppen über Belgien in Frankreich ein, so ging es Thomas Mann wie Ernst Moritz Arndt darum, in einem alle erfassenden Volkskrieg den deutschen Volksstaat und das deutsche Wesen gegen eine von Frankreich ausgehende Verwestlichung, d. h. vor allem Politisierung und Demokratisierung, zu verteidigen. Sein rückwärts gewandter Blick verleitete ihn zu der Annahme, dass der aus der Französischen Revolution hervorgegangene Demokratiebegriff ebenso zeitlos und unwandelbar sei wie »der Gegensatz von Deutschtum und politischem Wesen«.⁵¹

Heinrich Mann mochte diese prononcierte, antiwestliche geistige Grundhaltung seines Bruders wohl überrascht haben, da dieser nur wenige Wochen zuvor noch seine tiefe Besorgnis über diesen Krieg geäußert hatte, von einer »Katastrophe« und »Heimsuchung« sprach und über die Zukunft Europas dunkle Wolken heraufziehen sah. Allerdings verheimlichte er auch zu diesem Zeitpunkt nicht seine »tiefste Sympathie für dieses verhaßte, schicksals- und rätselvolle Deutschland«.⁵² Die hier aufscheinende Ambivalenz in Thomas Manns Denken offenbarte ebenso einen naiven Patriotismus wie eine realitätsferne, unpolitische geistige Grundhaltung, die hier allerdings eine gefährliche Symbiose eingingen. Wie kommt es zu dieser die Augen vor den politischen Realitäten verschließenden Gesinnung?

Wie viele andere Intellektuelle und Künstler seiner Zeit glaubte Thomas Mann, dass es in diesem Krieg um die Verteidigung der deutschen Kulturideale gegen die demokratischen, westeuropäischen Vorstellungen ging. Dabei standen vor allem Rückgriffe auf Traditionen des alten Europas und der deutschen Romantik im Vordergrund: Weltfremde Innerlichkeit, sozial entwurzelte Individualität, unpolitische Bürgerlichkeit, eine Idealisierung und Überhöhung der Kultur sowie eine Herabsetzung alles Politischen. In der Wahrnehmung vieler Zeitgenossen und weiter Teile der geistigen Elite wurde der »Große Krieg« so zu einem »Krieg der Kulturen« emporgehoben.⁵³ In ihm wurde die historische

Weltfremde
Innerlichkeit

Chance erblickt, die deutsche Kultur zu revitalisieren, die zur Jahrhundertwende an Substanz und Kraft verloren hatte. Wie selbstverständlich von einem militärischen Sieg ausgehend, der nach einer großen Prüfung errungen wird, hofften viele Intellektuelle, zu einem »deutschen« Europa zurückzufinden⁵⁴, das an das Heilige Römische Reich anknüpfte. Eine Niederlage würde auch eine Niederlage für Europa bedeuten, ein Sieg Deutschland mit Europa versöhnen und Frieden bringen.

Die geistige Elite verband mit einem deutschen Sieg die Perspektive, den sich mit der modernen Industriegesellschaft immer stärker ausbreitenden Materialismus zu überwinden und die spezifische Form deutscher bürgerlicher Freiheit und Gesittung wieder zu stärken. Sie stellten die Welt des Geistes gegen die Welt der Ökonomie und Technik. Große tradierte heldische Ideale sollten zu neuer Kraft finden.⁵⁵ Auch Thomas Mann glaubte, so den immer spürbarer voranschreitenden Verfall traditioneller Werte aufhalten zu können. Für ihn war die Welt faulig und marode geworden.⁵⁶ Er selbst fühlte sich nach seinem ebenso frühen wie überwältigenden Romanerfolg mit den »Buddenbrooks« in einer Schaffens- und Orientierungskrise. Er war davon überzeugt, dass »die deutsche Seele stärker, stolzer, freier, glücklicher« aus dem Krieg hervorgehen würde.⁵⁷ Dem sich ausbreitenden Geist der Dekadenz, des Verfalls und der kulturellen Beliebigkeit begegnete Thomas Mann mit einer Rückbesinnung auf die traditionellen deutschen Werte. Dazu zählte für ihn selbst, so grotesk uns dies heute auch erscheinen mag, das Einnehmen einer gleichermaßen soldatischen und damit auch solidarischen Grundhaltung an seinem Schreibtisch in München. Vielleicht geschah dies auch in der Hoffnung, nach einem Sieg zum Nationaldichter aufzusteigen⁵⁸ und für seinen Patriotismus belohnt zu werden. Zu den unumstößlichen Voraussetzungen für eine blühende Zukunft Deutschlands in Europa zählte er nach wie vor die Stärkung des »sozialen Kaisertums«, das er für fortschrittlich und modern hielt. Er verteidigte es gegen einen »Advokaten-Parlamentarismus, der, wenn er in Feierstimmung gerät, noch immer das Stroh von 1789 drischt«. Das Ziel einer Demokratisierung Deutschlands verwarf er. Es bedeutete für ihn die Erziehung zu dem fragwürdigen Niveau einer sogenannten Zivilisation, die bewährte Traditionen und Werte mit Füßen trete. Es sei reiner Frevel, wenn man wünsche, »daß deutsche Art zugunsten von humanité und raison von der Erde verschwinde«.⁵⁹

Deutsche Ideologie

Thomas Mann setzte sich in den Jahren vor und nach der Jahrhundertwende nicht mit zeitgeschichtlichen Ereignissen auseinander. Er registrierte

sie, wenn überhaupt, nur am Rande. Für seine literarische Arbeit waren sie ohne Bedeutung. Auch in seinen Briefen ging er kaum darauf ein. Umso erstaunlicher war es, dass er diese distanzierte Grundhaltung zur Politik zu Beginn des »Großen Krieges« aufgab, große Projekte wie den »Zauberberg« einfach beiseitelegte und ein öffentliches Pathos der Kriegsbegeisterung entfaltete, das der Propagandaabteilung des Kriegsministeriums zur Ehre gereichte. Zu Recht fragte Wilhelm Herzog nach dem Erscheinen der »Gedanken im Kriege« in der »Neuen Rundschau« im November 1914 nach dem Grund dieses Gesinnungswandels. Warum äußerte der Dichter der »Buddenbrooks« nunmehr Gedanken, die ihm bis dahin fremd gewesen zu sein schienen, zumal er kaum über Nacht zu einem politischen Strategen und Weltmachtpolitiker mit großdeutschen Ambitionen herangewachsen sein könnte.⁶⁰ Selbst einem so bedeutenden Biografen Thomas Manns wie Hermann Kurzke fällt es schwer, dieses Rätsel zu lösen.⁶¹ Neben sehr persönlichen Motiven wie der Schaffenskrise, der Rivalität mit seinem Bruder Heinrich und dem Ehrgeiz nach weiterer öffentlicher Anerkennung dürfte dafür eine geistige Grundhaltung Thomas Manns ausschlaggebend gewesen sein, die Wolf Lepenies als »deutsche Ideologie« bezeichnet. Sie hat ihre Wurzeln im 18. und 19. Jahrhundert. Er schreibt: »Trotzig setzen wir die Romantik gegen die Aufklärung, den Ständestaat gegen die Industriegesellschaft, das Mittelalter gegen die Moderne, die Kultur gegen die Zivilisation, die Innerlichkeit gegen die Außenwelt, Gemeinschaft gegen Gesellschaft und das Gemüt gegen den Intellekt.«⁶² Von dieser »deutschen Ideologie« ist Thomas Manns Kriegsessayistik durchdrungen. Dies soll nun nachfolgend vor allem am Beispiel der Schriften »Gedanken im Kriege« und »Friedrich und die große Koalition« aufgezeigt werden.

»Gedanken im Kriege«

In den Mittelpunkt seiner Kriegsessays stellte Thomas Mann die Schlüsselworte »Kultur« und »Zivilisation«. Er entnahm sie zu einem beträchtlichen Maße der Tagespresse und verschiedenen Journalen, wo sie als Schlagworte dazu dienten, die gerechte Sache des deutschen Krieges gegen die Mächte der Entente zu verteidigen. Aber sie spielten, wenngleich in einem anderen Kontext, auch schon in früheren Arbeiten wie dem gescheiterten Literaturessay »Geist und Kunst« sowie in der Erzählung »Der Tod in Venedig« eine gewisse Rolle.⁶³ Thomas Mann ging es nunmehr darum, diese Begriffe ihrer Ungenauigkeit und oft willkürlichen Verwendung zu entkleiden, die im öffentlichen Sprachgebrauch dazu beitrugen, sie als Synonyme zu betrachten oder gar den einen Begriff

Zivilisation
und Kultur

über den anderen zu stellen. »Zivilisation und Kultur sind nicht nur nicht ein und dasselbe«, formulierte er, »sondern sie sind Gegensätze, sie bilden eine der vielfältigen Erscheinungsformen des ewigen Weltgegensatzes und Widerspieles von Geist und Natur«. ⁶⁴ Den Geist ordnete er der Zivilisation zu, da er bürgerlich und zivil, der »geschworene Feind der Triebe, der Leidenschaften« sei. ⁶⁵ Der Zivilisation wies er die Attribute Vernunft, Aufklärung, Sänftigung, Sittigung, Skeptisierung und Auflösung zu. Während er in der Kultur ebenso das Orakel, die Magie und die buntesten Gräuel bis zum Giftmord sah, entdeckte er aber auch Merkmale wie Geschlossenheit, Stil, Form, Haltung, Geschmack. Sie sei in gewisser Weise die »geistige Organisation der Welt«. ⁶⁶

Auf den ersten Blick scheint bei dieser definitorischen Annäherung an die Schlüsselworte der »Gedanken im Kriege« noch nicht recht erkennbar, in welchem Kontext sie zum »Großen Krieg« standen. Dies wird aber deutlicher, wenn Thomas Mann in einem nächsten gedanklichen Schritt auf den Zusammenhang von Kultur und Kunst eingeht und dem Leser klarmacht, dass die Zivilisation nichts für die Kunst übrig habe, denn die Kunst sei »fern davon, an Fortschritt und Aufklärung, an der Behaglichkeit des Gesellschaftsvertrages, kurz, an der Zivilisierung der Menschheit innerlich interessiert zu sein. Ihre Humanität wäre durchaus unpolitischen Wesens, ihr Wachstum unabhängig von Staats- und Gesellschaftsformen«. ⁶⁷ Hier wird nun schon sichtbarer, worauf es Thomas Mann eigentlich ankam. Irritierend bleibt jedoch die Aussage, dass es der Kunst nicht um die Zivilisierung der Menschheit ginge. Er erkannte ihre Aufgabe nicht darin, einen Beitrag zur Humanisierung der Politik oder zur sozialen Entwicklung der Gesellschaft zu leisten. Kultur und Kunst wies er ganz im Geiste Friedrich Nietzsches der Welt des Dionysischen im Gegensatz zum Apollinischen zu. Einige ihrer Merkmale sind der Rausch, die Musik, der heilige Wahnsinn, die Selbstvergessenheit oder das Schwärmen im Gegensatz zum Erkenntnisstreben, zu Kausalität und Nüchternheit. ⁶⁸

Deutsches
Wesen

Vor diesem Hintergrund ist auch seine Gegenüberstellung von Voltaire und Friedrich dem Großen zu sehen. Für ihn standen sich damit Frankreich und Deutschland gegenüber. Voltaire und der König, das hieß für ihn: »Vernunft und Dämon, Geist und Genie, trockene Helligkeit und umwölbtes Schicksal, bürgerliche Sittigung und heroische Pflicht.« ⁶⁹ Er erkannte hierin den Gegensatz nationaler Sinnbilder und die Seelenlage zweier so unterschiedlicher Völker wie Deutschland und Frankreich. Nicht nur Frankreich, auch Großbritannien sähe in diesem Krieg aus seiner Perspektive einen »Kampf der Zivilisation« gegen den deutschen Militarismus. Diese Parole enthielte jedoch, selbst wenn sie eine Abbeviatur der Wirklichkeit sei, eine tiefere Wahrheit, da sich darin

eine internationale Fremdheit und Unheimlichkeit gegenüber der deutschen Seele ausdrücke, die zwar nicht zum Kriege geführt, aber ihn überhaupt erst möglich gemacht habe.⁷⁰ Diese Fremdheit sah Thomas Mann ursächlich in dem Gegensatz von deutscher Kultur und westlicher Zivilisation angelegt. Er fühlte sich aufgerufen, das deutsche Wesen gegen die Zügellosigkeiten der Entente, vor allem Frankreichs, zu verteidigen und schrak dabei seinerseits vor Sätzen nicht zurück, die uns heute fast unsagbar erscheinen, wie etwa: »Deutschlands ganze Tugend und Schönheit – wir sahen es jetzt – entfaltet sich erst im Kriege«⁷¹ oder: »Deutschlands besonderer und exemplarischer Militarismus bestehe darin, daß es die beste Armee und, wie es jetzt scheint, auch die beste Flotte habe«,⁷² um im Tone gleicher Überheblichkeit fortzufahren:

Was ist, was heißt noch ›Zivilisation‹, ist es mehr als eine leere Wort-
hülse, wenn man sich erinnert, daß Deutschland mit seiner jungen
und starken Organisation, seiner Arbeiterversicherung, der Fortge-
schrittenheit aller seiner sozialen Einrichtungen ja in Wahrheit ein viel
modernerer Staat ist, als etwa die unsauber plutokratische Bourgeois-
Republik, deren Kapitale noch heute als das ›Mekka der Zivilisation‹
verehrt zu werden beansprucht.⁷³

Thomas Mann schlüpfte am Schreibtisch in den Soldatenrock, wenn er den Krieg als deutschen Kulturkampf gegen seine ausländischen Feinde verteidigte und nicht zögerte, gleichnishafte Beziehungen, ja Übereinstimmungen zwischen Kunst und Kultur einerseits und Krieg und Militarismus andererseits zu ziehen. »Sind es nicht völlig gleichnishafte Beziehungen, welche Kunst und Krieg miteinander verbinden?«, fragte er, um dann eine Reihe von Parallelen aufzuzeigen, wie das Prinzip der Organisation, das Ineinanderwirken von Begeisterung und Ordnung, das Schaffen strategischer Grundlagen, Solidarität, Exaktheit, Umsicht, Tapferkeit, das Ertragen von Strapazen und Niederlagen, Sinn für das Schmucke und Glänzende, etc.: »Dies alles ist in der Tat zugleich militärisch und künstlerisch. Mit großem Recht hat man die Kunst einen großen Krieg genannt«, resümierte er.⁷⁴

Kunst und
Krieg

Thomas Mann stellte die deutsche Kultur, die er gegen die westliche Zivilisation verteidigen wollte, in den Dienst des Krieges und würdigte sie damit unwillentlich herab. Der Blick für die großen kulturellen Leistungen anderer Länder, insbesondere der Kriegsgegner, ging ihm verloren. Würde er sich der Mühe unterzogen haben, nach dem Ursprung des geistigen Erbes der deutschen Kultur zu fragen, wäre er auf die großen Traditionsströme des christlich-jüdischen Abendlandes gestoßen und hätte bemerkt, dass in der deutschen Kultur, wie in der seiner Nachbarn,

das europäische Erbe stärker wog als nationale Besonderheiten, die es natürlich stets auch gegeben hat und geben wird. In dem Maße wie er diese europäischen geistigen Wurzeln ausblendete, gelangte er zu einer Überhöhung des deutschen Kulturbegriffs und erniedrigte den Begriff der Zivilisation, ohne auf seine europäische Herkunft und die unterschiedlichen Konnotationen zu achten, die ihnen nicht nur in den kriegführenden Ländern beigegeben waren. Er setzte den deutschen Kulturbegriff ein, um ihn von der Kultur anderer Nationen abzugrenzen, und nahm umgekehrt dem Begriff der Zivilisation seinen völkerverständigenden Charakter, der »akzentuiert, was allen Menschen gemeinsam ist«.⁷⁵

Militarismus

Thomas Mann ignorierte bewusst das nationale Selbstverständnis und Selbstbewusstsein, welches in den Begriffen Kultur und Zivilisation zum Ausdruck kommt. Stattdessen nutzte er die Unterschiede, um die deutsche Kultur als einen absoluten Raum des Geistes gegen die Zivilisation, die stets auch das Politische, Wirtschaftliche, Religiöse, Soziale und Kulturelle mit einschließt,⁷⁶ als etwas Besonderes und Überlegenes zu verteidigen. Indem er sich tradierte Vorstellungen des 18. und 19. Jahrhunderts zu eigen machte, führte er einen unzeitgemäßen ideologischen Kampf gegen politisch längst überwundene Ideen der Französischen Revolution. Sein ideologischer Kampf gegen die Ideale der Demokratie, den Materialismus, die technische Revolution und ihre Folgen sind antiaufklärerisch, weil sie die Verhältnisse des wilhelminischen Deutschlands romantisieren. Mit seiner Hoffnung auf ein romantisches Deutschland verklärte sich sein Blick auf die Verwerfungen der wilhelminischen Gesellschaft. Dabei hätte ihm die Lektüre des Romans »Der Untertan« seines Bruders Heinrich helfen können, seine Wahrnehmungsfähigkeit zu schärfen. Erklärungen, seinen Versuch, die deutsche Kultur mit dem deutschen Militarismus auf eine Ebene zu stellen und zur Rechtfertigung des Krieges zu instrumentalisieren, fallen schwer. Wenn überhaupt, sind sie nur mit einem misslungenen Rollentausch oder mit der Verblendung zu erklären, die der Kriegstaumel mit sich brachte. Vielleicht spricht aus ihm auch ein artistisches Vergnügen, Gegensätzliches zu verbinden. Allerdings drückt sich darin auch die tradierte unpolitische Rolle des deutschen Bildungsbürgertums aus, dem die unbestimmte Sphäre des Geistes stets näher gewesen ist als die konkrete, handlungsbezogene Sphäre des Staates und der Politik.

»Friedrich und die große Koalition«

»Und Deutschland ist heute Friedrich der Große. Es ist sein Kampf, den wir heute zu Ende führen«, heißt es in den »Gedanken im Kriege« bereits.⁷⁷ Und was Thomas Mann damit meinte, erläuterte er in dem Essay

»Friedrich und die Große Koalition«, dem er den Untertitel beigibt: »Ein Abriß für den Tag und die Stunde«. Er weist damit auf die Aktualität seines Beitrages und den Bezug zum »Großen Krieg« schon in der Überschrift hin. Die Schrift wurde noch 1914 abgeschlossen und erschien im Jahr darauf zunächst im »Neuen Merkur« und wenig später als Buch gemeinsam mit den »Gedanken im Kriege« und einem ebenfalls im propagandistischen Stil geschriebenen Beitrag für die schwedische Zeitung »Svenska Dagbladet«. Und doch ist der Friedrich-Essay aus den anderen Kriegsschriften herauszuheben, weil es in ihm nicht nur um die deutsche Sache im Krieg, sondern auch darum geht, das Portrait eines erfolgreichen deutschen Königs zu zeichnen. Thomas Mann portraitierte Friedrich mit seinen menschlichen Schwächen und Leidenschaften, seiner Radikalität und Festigkeit, seinem Vermögen, schwierige persönliche und politische Situationen durch Willensstärke und bedingungslose Bereitschaft zum Handeln zu überwinden. In der folgenden Auseinandersetzung mit diesem Essay soll jedoch vor allem auf die Parallelen eingegangen werden, die Thomas Mann zwischen dem siebenjährigen Krieg Friedrichs des Großen und dem andauernden Ersten Weltkrieg zog. Unmittelbar ins Wort gebracht werden sie allerdings nicht. Jedoch drängen sie sich dem Leser auf.

Dabei geht es vor allem um zwei Fragen: Hat Deutschland/Preußen diesen Krieg gewollt und handelt es rechtmäßig? Schon in den »Gedanken im Kriege« hob Thomas Mann hervor, dass Deutschland den »Großen Krieg« weder gesucht noch gewollt habe. »Händlertum hat ihn angestiftet, skupellos, lästerlich, denn es weiß nichts vom Kriege, es fühlt und versteht ihn nicht, wie sollte es Ehrfurcht kennen vor seinen heiligen Schrecken?«⁷⁸ Im Friedrich-Essay wird die Kriegsschuldthese differenzierter betrachtet. »Daß Friedrich den Krieg begann«, steht dort geschrieben, »ist kein Beweis dagegen, daß es ein Verteidigungskrieg war; denn er war eingekesselt und wäre möglicherweise im nächsten Frühjahr angegriffen worden. Aber hat er den Krieg gewollt?«⁷⁹ Da die größten Mächte Europas gegen ihn waren und er bei ihnen keine moralische Stütze fand, musste er den Krieg führen.⁸⁰ Aber musste er auch in das neutrale Sachsen einfallen und einen »unerhörten Friedens- und Völkerrechtsbruch in Europa« in Kauf nehmen?⁸¹ Lesen wir Thomas Manns Antwort: »Tat Friedrich dem Buchstaben nach unrecht, brach er eine Neutralität, die auf dem Papiere stand und deren Verrat nicht auf dem Papiere stand, so handelte er in bitterster Notwehr. Er mußte Schuld auf sich laden, um die Schuld seiner Gegner an Tag [sic!] bringen zu können.«⁸² Zur weiteren Rechtfertigung führte Thomas Mann noch an, dass die »zivilisierten Staaten den preußischen Geist ausrotten mußten, damit der Planet von diesem Giftpilz gesunde«.⁸³ Mit diesem plakativen Bild verschob Thomas Mann

Kriegsschuld

wieder die machtpolitischen Interessen der Kriegsparteien in die deutsche Vorstellungswelt des europäischen Kulturkampfes; allerdings klingen hier insgesamt leisere Töne an als in den »Gedanken im Kriege«, etwa wenn er mit Hinweis auf Voltaire dessen Landsleute lediglich als aufgeblasen von Eitelkeit und Albernheit titulierte.⁸⁴

Doch zurück zu Friedrichs Überfall auf Sachsen. Thomas Mann räumte ein, dass es sich dabei nur oberflächlich betrachtet um einen Verteidigungskrieg handelte und er in Wahrheit eben doch ein Angriffskrieg gewesen sei, auch wenn »die schwerste und verzweifeltste Verteidigung sich notwendig in die Form des Angriffs rettet«.⁸⁵ So bleibt ihm nur noch eine Rechtfertigung, die Rechtfertigung der Macht durch den Sieg. Friedrichs Recht »war das Recht der aufsteigenden Macht, ein problematisches, noch illegitimes, noch unerhärtes Recht, das erst zu erkämpfen, zu schaffen war«.⁸⁶ Thomas Mann zog unmittelbare Parallelen zwischen Preußen damals und Deutschland im Krieg. »Wer die Geschichte Friedrichs des Großen kennt und liebt«, notierte er wenig später im »Svenska Dagbladet«, »ist erschüttert und fast entzückt über die erstaunliche Ähnlichkeit der inneren Sachlage vom Hochsommer 1914 mit dem Hochsommer 1756«.⁸⁷

»Drittes
Reich«

Auch wenn es Thomas Mann in dem Essay darum gehen mochte, ein Charakterbild des ebenso eigenwilligen wie oft despotischen preußischen Königs zu zeichnen, so verherrlichte er damit, gleichwohl durch einen sanften Ton der Ironie gebrochen, doch zugleich die preußischen Ideale und empfahl diese dem wilhelminischen Deutschland an. Er versuchte, die Gegenwart aus der Vergangenheit der letzten beiden Jahrhunderte zu deuten. Er protestierte aus seinem Inneren heraus bis zur Abdankung des Kaisers gegen eine Europäisierung Deutschlands, was für ihn gleichbedeutend war mit seiner Demokratisierung. Er verteidigte seine romantische Weltvorstellung noch, obwohl er ihr, wie die »Betrachtungen eines Unpolitischen« andeuten, keine Zukunft mehr verhieß.⁸⁸ Und doch ging es ihm wohl um mehr als den militärischen Sieg; es ging ihm um die Überwindung des deutschen Widerspruchs von Geist und Macht in einem »Dritten Reich«. Darum habe Deutschland diesen Krieg begrüßt, weil es in ihm »den Bringer seines Dritten Reiches« erkannte.

Was nun verstand er unter dem »Dritten Reich«? »Es ist die Synthese von Geist und Macht – sie ist sein Traum und Verlangen, sein höchstes Kriegsziel«. Die deutschen Intellektuellen hätten sich nicht »wüst der Macht in die Arme geworfen«, als es zum Krieg kam.⁸⁹

Glauben Sie das nicht, dort draußen, ich bitte Sie! Die Ideale von 48, von 1813, hielten Auferstehung in unseren Tagen, die Begeisterung

für sie schwang deutlich mit dem Jauchzen, das Deutschlands Not und Kraft verherrlichte, – der Glaube, das Begreifen, daß diese Ideale, diese Begeisterung nun praktisch möglich sein würden. Der Geist hatte Deutschland nicht schmieden können. Das Machtprinzip hatte den Einheitsgedanken [...] adoptiert und verwirklicht. Sein blendender und – wenn Sie wollen – verdummender Erfolg hatte den Geist – im liberalen, revolutionären Sinne – aus dem Felde geschlagen, zurückgedrängt, unterdrückt, so daß er teils in leisem Proteste weiterlebte, teils mit dem siegreichen Prinzip seinen Frieden machte. Als aber jetzt die Schicksalsglocke schlug, fühlte er sofort, daß es seine Stunde war, die schlug, daß Deutschland, stark und fest, unbesieglich geworden im – düsteren – Schatten des Machtprinzips, zu dieser Stunde aus der Bismarckschen Epoche hinaus in eine neue trete [...]. Stets war Erziehung ein Lieblingsbegriff des deutschen Geistes.⁹⁰

Thomas Mann knüpfte mit seinem Begriff des »Dritten Reiches« an anti-aufklärerische Ideale des alten Europas und der Romantik an.⁹¹ Er setzte den deutschen Sonderweg fort, weil er glaubte, dass der Deutsche niemals Sinn und Zweck seines menschlichen Daseins mit den Zielen des Staates in Einklang bringen könne und Politik nicht menschlicher mache.⁹² Nicht vom Machtprinzip, nur von der Kultur könne eine harmonisierende Wirkung ausgehen. Es ist hier nicht der Ort, diese These näher zu erörtern. Festzuhalten gilt, dass Thomas Mann in den Jahren des »Großen Krieges« nicht von einer Überschätzung und Überhöhung der deutschen Kultur abwich, im Gegenteil, er glaubte an ihren politischen Auftrag. Er glaubte an eine Überwindung der tradierten Antinomie von Geist und Macht, vielleicht an einen deutschen Voltaire im Gewande Friedrichs des Großen.

Antiaufklärerische Ideale

Bekenntnis zur Republik

1950, in seinem 75. Lebensjahr, zog Thomas Mann in seinem letzten großen Vortrag in den USA eine vorläufige Lebensbilanz. Er wollte keinen autobiografischen Vortrag halten, aber dennoch blickte er auf wichtige Stationen seines so ereignisreichen, von vielfältigem Wandel und schmerz erfüllten Umbrüchen geprägten Lebens zurück. Seine Generation hatte die Industrialisierung, den Krieg 1914 und 1939, die Monarchie, die Weimarer Republik, die Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten und die abermalige Teilung Deutschlands erlebt. Welche Auswirkungen hatten diese radikalen Veränderungen auf die Lebensumstände und das Innere der